

Die kleine Welt

Nr. 33.

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1912

Verena Stadler.

Erzählung von Ernst Zahn.

(Fortsetzung.)

Als Verena nach Hause kam und an der Backstube vorüber die Treppe erreichen wollte, hörte sie drinnen Wilhelms erregt scheltende Stimme. Ein Stuhl flog zur Seite. Dann fuhr die Tür auf und Wilhelm trat heraus. Sein Kopf war rot; das blonde Haar stand flachsgelb von der heißen Stirn ab.

Die nackten Arme, an denen die Hemdärmel aufgekrempt waren, warf er hin und her. „Keine Ordnung ist nirgends,“ schrie er nach seinen Gesellen zurück, die in stierhaft störrischer Haltung ihre Arbeit weiter taten und seine Worte über sich ergehen ließen. „Immer mehr zu tun gibt es,“ schimpfte er weiter, „und niemand hilft einem aus. Bei Gott, nicht überall sein kann ich, im Laden, in der Backstube und im Holz Keller!“ — Als er Verena, die sich abgewendet hatte und langsam über die Treppe hinanstieg, erblickte, schien ihn der Born von neuem zu packen. „Ein Haufen Frauen im Haus,“ schalt er blindlings; „und keine reicht einem die Hand.“

„Was ist denn?“ fragte Verena. Sie stand still und sah ihn ruhig an. Unter ihrem Blick kühlte er ab.

„Drunter und drüber geht es,“ murzte er zänkisch, „und schon die ganzen Tage her. Wie soll die Friederik, der alte Mensch, allein fertig werden im Laden! Not täte es, daß ich selber den ganzen Tag dort stünde, aber ich kann nicht, wenn nicht dafür hinten alles zum Teufel gehen soll.“

Verena wollte ihn nach seiner Frau fragen, die nirgends zu sehen war, aber sie besann sich und es schien ihr unter ihrer Würde, sich durch die Frage selbst eine Genehmigung zu geben. Sie stieg eine Stufe der Treppe tiefer. Die ganze frohe Ruhe war noch an ihr, die über sie ge-

nommen, insbesondere infolge Eingehens einer alten Bäckerei in der Nähe. Sie begriff also, daß Wilhelm allein auf die Dauer nicht Herr werden konnte. „Ich gehe nach der Mutter sehen,“ fuhr sie fort. „Schicke mir die Friederike. Nachher will ich in den Laden kommen.“ — Er

murmelte etwas. Vielleicht hatte er selbst nicht diesen Ausgang beabsichtigt und erwartet und war erstaunt darüber. Ohne Dank ging er zu seinen Gesellen zurück. — Verena begab sich nach einer Weile in den Laden. Die Arbeit ging ihr leicht von der Hand. Die Stunden drängten sich zeitweise, aber sie bediente einen nach dem anderen in einer ruhig-freundlichen Art, so daß keinem das Warten lang wurde. Wilhelm blickte zuweilen nach ihr hinüber. Einmal schnauzte er tief auf, als durchfahre es ihn: „Gottlob, jetzt geht es wieder!“ Später kam Hilbe herab. Sie trug sich schwer, sah krank aus, und manchmal ging es wie ein ängstliches Zucken durch ihre Züge. In ihr ausdrucksarmes Gesicht trat ein großes Staunen,

als sie Verena im Laden fand. Sie stellte sich eine Weile zag in eine Ecke und sah dem Mädchen zu, wie es des Mutes waltete, das ihr zustand. Einmal langte sie Verena ein Brot her aus einem Gestell, das ihr nahe war. Darauf kam sie einen Schritt näher und sagte in neidloser Bewunderung: „Wie das Ihnen von der Hand geht, Fräulein!“ Verena lachte leise: „Ich habe das lange gelernt,“ sagte sie.



Am Wasser.

Nach einer künstlerischen Naturaufnahme von W. Leporin.

kommen war. Aus dieser heraus und mit einem Klang der Stimme, der allein schon wie herzhaftige Hilfe war, sagte sie: „Du brauchst es nur zu sagen; man hat Dir doch immer geholfen, wenn Du Hilfe gebraucht hast.“

Es war ihr bekannt, daß das Geschäft seit einiger Zeit einen starken Aufschwung ge-

Auf einmal stand Wilhelm hinter ihnen und polterte: „Was tut Ihr wie Fremde. Könnt Ihr nicht „du“ sagen zueinander!“ Er drehte sich ab und ging, woher er gekommen war. Gilde war rot geworden und stand in peinlicher Verlegenheit da. Berena behielt den stillen Ausdruck in ihren Bügen, tat ihre Arbeit und sagte: „Er hat recht; verwandt sind wir, so können wir auch „du“ sagen.“

Einen Augenblick später gab sie selber das Beispiel. „Reich mir die Lüten dort, Gilde,“ sagte sie und hatte auf einmal den Ton gesunden, der beiden über eine peinliche Stunde hinweghalf.

Der Abend blieb nicht der einzige, an dem Berena im Laden mitzuhelfen hatte. Weil sie sah, daß es nottat, kam sie wieder und wieder und es machte sich ohne Abrede, ja, ohne daß sie oder Wilhelm dazu kamen, sich darüber Gedanken zu machen, daß sie in seinem Geschäft allmählich alles das wieder übernahm, was früher ihre Aufgabe gewesen.

Indessen lag oben die Wase kränker und matter. Der Doktor kam täglich. Als er eines Morgens weggegangen war, trat Berena zu Wilhelm in die Backstube. „Du sollstest häufiger zur Mutter gehen,“ sagte sie mit nicht ganz fester Stimme. Vielleicht hast Du sie nicht mehr lange.“

Er erbleichte. Gleich nachher ging er hinauf und saß lange bei der hageren elenden Frau, die ihn über vieles fragte, vom Geschäfte wissen wollte, von dem und jenem, von Nachbarschaft und Bekanntschaft, und ihm dabei, als hätte sie ihren Groll vergessen, einmal mit kraftloser verringerter Hand in unbedachter Härlichkeit über seinen Arm strich. Aber nach seiner Frau fragte sie ihn nicht. —

Spät an einem Abend im Mai kam die Wase Katharina ins Sterben. Vor ihrem Fenster standen ein paar Blumentöpfe und hingen voll Blust, Fuchsien und Geranien. Sie waren wie verloren zwischen den kahlen Mauern der engen Gasse, aber wenn einer, der unten vorüberging, den Hals genug reckte, so daß er das blühende Fenster sah, schien ihm das dunkle, unschöne Haus wärmer als die anderen.

Berena saß allein bei der Wase, weil sie es verlangte. „Bleib bei mir, Du,“ hatte sie gesagt, als Berena zu Bett gehen wollte. Ihre Hand faßte die Berenas und drückte sie fest und krampfhaft.

„Was habt Ihr?“ fragte Berena.

„Nichts anderes,“ gab sie zurück. Dabei atmete sie mühsam.

Berena kam aber doch die Angst an. „Soll ich den Doktor holen lassen?“ fragte sie.

Die Wase schüttelte ungeduldig den Kopf.

„Den Wilhelm?“

„Nein,“ keuchte die Wase. Dann verharrten sie lange ohne ein Wort zu sprechen. Die Dunkelheit kam über sie.

„Mach kein Licht,“ gebot die Kranke.

Wenn Berena über ihren Stuhl und durchs Fenster schaute, standen ein paar Sterne über dem Zinnengeländer des Nachbarhauses. Es sah aus, als säßen Glühwürmchen auf der Eisenstange. Um das Fenster huschte es wie Schatten. Ein warmer Wind wehte die hängenden Blumen auf und nieder.

„Ist er drüben, der Wilhelm?“ fragte plötzlich die Wase.

„Ich weiß es nicht,“ gab Berena zurück und wußte es doch. Seit zehn Tagen war er abends kein einziges Mal daheimgeblieben.

Die Kranke schien sich zu besinnen, setzte dann zum Reden an, aber ihr Atem keuchte und reichte zu Worten nicht hin. Dann begann die Erstickenotsnot. Es war nur ein kleines Plänkeln gegen früher; die Wase war schwach. Der Atem flackerte. Ein Zucken ging durch das hagere Gesicht; auch die Hand, die noch immer

in der Berenas lag, zuckte und verlor die Kraft. Berena beugte sich nahe zu ihr.

„Wase!“ sagte sie hastig.

Da kam ein Gurgeln aus der Brust der Kranken. Der Oberkörper sank seitwärts. Berena lief nach Licht und riß das Fenster auf, damit Luft hereindringe. Der Wind sprang gierig durch die Oeffnung, hob ein paar Fuchsienzweige und schlug sie herein, daß sie winkend und zitternd auf dem Gesimse hingen. Als es hell war, lag die Wase still, seitüber.

„Jetzt — jetzt —“ stammelte Berena. Eine andächtige Schem kam sie an. Sie brauchte keinen zu fragen, was war, bettete die Wase zurecht, strich ihr über die Lider und kreuzte ihr die Arme auf der Brust. Dann ging sie hinaus. Zuerst betrat sie das Zimmer, wo sie Gilde wußte. Sie glaubte, sie schlief, aber sie sah noch auf und strickte an einem Kinderjäckchen. „Erjchrick nicht!“ sagte Berena. Dann fragte sie: „Wo ist Dein Mann?“

„Im Turnverein.“

„Einer der Gesellen muß ihn holen. Seine Mutter — ist gestorben.“

Mit diesen Worten verließ Berena die Stube und krieg nach der Gesellenkammer, wo sie einen der Knechte herauspochte. Dann weckte sie die Magd. Als sie zurückkam, wartete Gilde auf der Schwelle auf sie. Sie hieß sie schlafen gehen; denn sie war schneeweiß und zitterte, als ob sie friere.

„Ich warte immer auf ihn, auf den Wilhelm; ich fürchte mich sonst,“ sagte die andere weinerlich. Dann, als Berena zu der Toten zurückging, folgte sie ihr.

„Es ist nichts für Dich, sie anzusehen,“ sagte Berena. Aber Gilde schob sie in die Stube und kam nach. So ließ sie sie gewähren.

Dermaßen kam es, daß die Gilde diejenige tot noch sah, die im Leben sie nicht hatte kennen wollen. Halb neugierig, halb furchtsam stand sie am Bett der Wase und sah sie an. Ihr Herz klopfte. Vielleicht wurde ihr selbst jetzt noch der große Gegensatz klar, der zwischen ihr, dem zimperlichen Ding, und der war, die mit scharfen, spitzen Bügen, strengem Mund und einer von Sorgen wolkigen Stirn vor ihr im Bette lag. Es war, als ob die Wase Katharina betete. Sie hielt die Arme gekreuzt.

Berena ging auf und ab. Friederike, die Magd, kam, brach in Tränen aus, als sie hörte, was war, und half dann, vor sich hinflennend, wie alte Weiber tun, besorgen, was zu besorgen war. Gilde war zur Tür zurückgetreten und sah hilflos zu, wie die anderen schafften. „Geh doch zu Bett!“ gebot ihr Berena in entschiedenem Ton. Da schlich sie sich hinweg in ihre Kammer.

Bald nachher kam Wilhelm mit dem Knecht. Er sah verstört aus. Berena begegnete ihm im Gang und sah ihn fest an. „Man sollte Dich nicht holen müssen um die Zeit,“ sagte sie. Es konnte es niemand hören als er. Ihm aber schoß das Blut zu Kopf. Sie sah, daß er sich noch schämen konnte.

Am Bett seiner Mutter weinte er, nicht laut, nicht lang, eben ein verbissenes Weinen, wie es Männern eigen ist. Dennoch faßte Berena ein Groll. Das Wirtshaus sah ihm aus den Augen; er roch nach Wein. Sie preßte die Hand zur Faust. Und dann packte sie auch der Groll gegen sein Weib wieder. Daß sie ihn nicht hielt!

Die Nacht verging unter ihrem Hinundher. Wilhelm mußte hinunter an die Arbeit. Mehlbestäubt und erhitzt kam er später, als es heller Tag war, wieder in die Wohnung herauf und trat bei Berena ein. Er wollte mit ihr von den Geschäften reden, die der Todesfall mit sich brachte. Sie besprachen manches. Er hatte ein mürrisches, übernächtiges Gesicht. Manchmal griff er sich an den Kopf, der ihn schmerzte; einmal fluchte er auch zwischen den Zähnen: „Den Schädel will es mir sprengen.“

Berena hatte vor Sohn schmale Rippen, als er das sagte. Sie saß ein gut Stück ab von ihm. Noch lag die Wase im Zimmer nebenan, aber sie war doch nicht mehr da und Berena hatte ein sonderbares Gefühl, daß sie nicht mehr zwischen ihnen stand, daß sie mit dem — mit dem Better Wilhelm, auf einmal allein war. Als er das von seinem Kopfschmerz sagte, blickte sie ihn an. Sein Gesicht hatte die ehemals frische Farbe nicht mehr; es sah wie leicht gedunsen aus und die Augen schwammen. Berena meinte einen Augenblick, ihn mit beiden Fäusten packen und schütteln zu müssen: „Was machst aus Dir, Du? Weißt nicht, daß Du Dich zugrund richtest mit Deinem Schlemmerleben?“

Sie schrak völlig zusammen, als er dann weiter sprach; aber sie faßte sich rasch. Sie ordneten noch dieses und jenes. Wilhelm schrieb sich eine Anzahl Besorgungen auf, die er nachher tun wollte. In allem fragte er Berena um Rat. „Meinst, so sei es zu machen? Oder so?“ Zuletzt sagte er: „Meinst, haben wir alles jetzt?“

„Ja,“ gab Berena zurück.

Da stand er auf. „Ich will mich anziehen,“ sagte er, „dann gehe ich.“

Als er die Stube verlassen hatte, saß Berena bleich und mit roten Augen da und sah an die Wand, ohne die Wand zu sehen. Gerade jetzt, da er gegangen war, fiel ihr ein, daß die Reihe, zu gehen, auch an sie kommen mußte. Die Wase war tot! Der Better Wilhelm hatte eine Frau. Sie, Berena, hatte im Hause nichts mehr zu suchen! Seine Frau! Ja — wohl — sie saß drüben in ihrer Stube und strickte an ihrem Kinderjäckchen und zitterte vor Angst vor dem, was an sie kommen wollte. Eine große Hilfe hatte er nicht an seiner Frau, der Better!

Berena sagte sich das ohne Bitterkeit. Aber — kann sie weiter, gehen mußte sie, Berena, doch! Da war nichts anderes! Das gab schon ihr Ehrgeiz nicht zu, daß sie blieb! Und was würden die Leute denken! Darum — nach dem Begräbnis der Wase morgen — morgen schon! — war es Zeit!

Sie stand auf. Eigentlich tat sie es mit dem Gedanken: „Kannst jetzt anfangen, deine Siebenfachen zusammenzukramen.“ Aber beim ersten Schritt, den sie der Türe zutat, kamen über den einen Gedanken schon zwanzig andre. Sie blieb mit gesenktem Kopf stehen. Langsam kam alles, was ihr in diesem Haus lieb gewesen war, und stellte sich um sie auf und sah sie an, als fragte jede Kammer, jedes Hausgerät, jeder Winkel: „Ja, gehst denn, kannst denn gehen?“ Das Unrecht, das ihr geschehen war, war vergessen. Es war nicht mehr, als sei ihr Leben damals schon schwer geworden, als der — Wilhelm ihr das Wort gebrochen, sondern es schien ihr erst jetzt das Schwere und Bittere zu kommen. Der Weg aus dem Hause war ihr ein Biegen um eine schmerzliche Ecke, hinaus ins Ungetwisse, ein Aus-dem-Frieden-und-Unfrieden-Treten. Da war auch Wilhelm — der Better selber —, sie sah ihn ganz deutlich — blond, breitschulterig, mit hohem Rücken und ein am Körper starker und doch schwacher Mensch, aber einer mit einem guten Kern, wenn er nur in die rechten Hände kam! Mein war er nachher der hilflose Mensch! Blindlings würde er in sein Säuserelend taumeln!

Eine Tür ging. Wilhelm kam aus seiner Wohnung. Seine Sonntagstiefel knarrten. Berena nahm sich zusammen. Jetzt tat er die Tür auf. „Wolltest nicht sehen, daß unten alles recht geht?“ sagte er. „Ich will unten bleiben, bis Du wieder kommst,“ gab sie zurück, worauf er sich wendete und zur Treppe ging. Aber er kam noch einmal zurück. „Ich meine — es wird bald kommen — mit der Gilde,“ sagte er.

Da sah Berena ihn groß an. Was brauchte er ihr das zu sagen! Sie zwängte ein trockenes „Sol“ hervor und drehte sich ab.

Vor hundert Jahren.

Von H. Conrady.

1812 heißt für alle Welt so viel wie Napoleons russische Expedition und Katastrophe. Tatsächlich gipfelt das Jahr in diesen Kriegseignissen. Sie füllen es aber nicht völlig aus, sondern sind selber nur ein Glied in einem weiteren geschichtlichen Zusammenhang. Und erst in diesem weltumfassenden Zusammenhang betrachtet, gewinnen auch die militärischen Vorgänge von 1812 für die Gegenwart größeres Interesse. Eine immer noch spukende Legende schiebt die Schuld an der großen Katastrophe vor hundert Jahren einfach auf die unersättliche Ehrgeiz und Weltoberungssucht Napoleons, der kein Genüge gefunden habe, so lange noch jemand nicht völlig seinem Willen unterworfen gewesen, und daher mit dem Baren gebrochen habe, um dann in Rußlands weiten Gefilden die Grenzen seiner Macht zu finden. Indes verträgt sich diese Auffassung nicht mit den Tatsachen.

In Wirklichkeit aber war Napoleons Zug nach Moskau keineswegs eine Folge bloßer souveräner Launen, sondern das für ihn unvermeidliche, wenn auch unheilvolle Resultat der damaligen welt- und handelspolitischen Gegensätze. Und darin eben, daß kapitalistischer Konkurrenzkampf, zunächst zwischen Frankreich und England, der Hintergrund aller Vorgänge von 1812 war, liegt das aktuelle Interesse dieser geschichtlichen Ereignisse, deren Betrachtung einen kleinen Vorgehmad gibt, was die Welt zu erwarten hätte, wenn der Streit der Großmächte um Absatzgebiete, Kolonialreiche und Seeherrschaft zu einem Weltkonflikt führen sollte, gegen den dann freilich der von vor hundert Jahren fast ein Kinderspiel sein würde.

Damals tobten schon seit zwanzig Jahren mit kurzen Unterbrechungen die Revolutionskriege. Soweit England daran beteiligt war, seit 1793, handelte es sich um eine Erneuerung der alten Handels- und Kolonialkriege mit Frankreich, um die Niederkämpfung der französischen Konkurrenz und die Aufrichtung der völligen Handels- und Seeherrschaft Englands. Durch seine maritime Ueberlegenheit gelangte England auch bis zum Jahre 1805 mit seiner entscheidenden Seeschlacht bei Trafalgar soweit, nach Schillers Worten, das Reich der freien Amphitrite zu schließen wie sein eigenes Haus. Die englische Seeherrschaft schnitt Frankreich jedweden direkten Seehandel ab, und auch von Handel der Neutralen mit Frankreich konnte bei der Ausdehnung, die England seefriegsrechtlichen Eingriffen ins Eigentum gab, nicht mehr viel die Rede sein. Tatsächlich war auf See dazumal alles, was nicht englisch war, vogelfrei, gleichviel ob Schiff, Gut oder Mannschaft. Der französische Gegenschachzug nun, der keineswegs ein rein persönlicher Einfall Napoleons war, bestand darin, daß man, zur See England für jetzt unterlegen, die französische Uebermacht zu Lande dazu benutzen müsse, um England seinen ganzen Handel mit dem Kontinent abzuschneiden und es dadurch lahmzulegen, gleichzeitig aber ganz Europa zu einem Absatzgebiet der französischen Industrie zu machen. Das waren die Grundgedanken, auf denen die Kontinentalperre Napoleons beruhte, wie sie anbefohlen wurde durch ein Berliner Dekret vom November 1806 und durch Mailänder Dekrete aus dem folgenden Jahr. Sie liefen darauf hinaus, den englischen Kolonialwaren und Industrieprodukten den ganzen europäischen Kontinent zu sperren, soweit er französischem Einfluß unterlag; die englischen Einfuhrartikel sollten hinfort zu Lande ebenso vogelfrei der Konfiskation unterworfen sein, wie die französischen zu Wasser.

Die Idee, auf diese Art England klein-zukriegen, wurde nun der Zeitgedanke der napoleonischen Politik. Die Anfänge des Kontinentalsystems fallen in die Zeit des Krieges mit Preußen und Rußland. Im Tilsiter Frieden von 1807 ließ der Zar Alexander bekanntlich Preußen im Stich und teilte sich mit Napoleon in die Herrschaft über Europa. Faktisch bedeutete dies für Rußland auch einen Bruch mit England, wie er übrigens keineswegs unerhört war in der Petersburger Politik. Schon Katharina II. hatte zur Zeit des amerikanischen Revolutionskrieges einen Bund der Neutralen betrieben, um der britischen Willkür zur See ein Ende zu machen. Zar Paul I. hatte nach anfänglichem Krieg gegen Frankreich schließlich mit diesem gemeinsame Sache gemacht gegen England und seine maritimen Gewalttätigkeiten. Freilich hatte er diese Verbindung mit dem Leben bezahlt; denn als nun infolge der antibritischen Haltung auch der Handel mit England aufhörte, stockte der Absatz russischer Rohprodukte, wie Getreide, Holz, Hanf usw., damit aber auch der Hauptzufluß von Geldmitteln für die russischen Gutsbesitzer, woraus dann die Junkerrevolution von 1801 resultierte, die Paul Thron und Leben kostete. Sein Nachfolger Alexander war darauf 1805 und 1806 mit England zusammengegangen, um sich nun nach den Niederlagen von 1807 auf die französische Seite zu schlagen. Er mußte natürlich das Kontinentalsystem annehmen, sich der Handelsperre gegen England anschließen. Das gleiche galt selbstverständlich für Preußen sowie auch für die ganzen Rheinbundstaaten. Ebenso mußte Oesterreich sich in Napoleons Pläne fügen. Wohl versuchte es 1809, sich von seiner Festlandspolitik zu emanzipieren, aber seine Niederlage legte es um so mehr auf das Kontinentalsystem fest. Dieses war nun überhaupt die Triebfeder für die auswärtigen Unternehmungen Napoleons. 1808 setzte er sich in Portugal und Spanien fest, um hier England die Wege zu verlegen. Auch der Papst mußte sein Sträuben gegen das Kontinentalsystem mit dem Verlust schließlich des ganzen Kirchenstaates bezahlen. In Holland sollte Napoleons Bruder Ludwig als König die Sperre durchführen, versagte sich aber dieser Aufgabe je länger je mehr bei der furchtbaren Schädigung des kleinen Handelsstaates durch die Abschneidung seiner überseeischen Beziehungen und verschwand dann in der Versenkung, worauf Holland mit Frankreich vereinigt wurde zur wirksameren Durchführung der Sperre. Diesem Zweck sollte auch die Einverleibung der ganzen deutschen Nordseeküste dienen. Im Jahre 1810 war es soweit, daß fast das ganze europäische Festland, mit Ausnahme der Türkei, die sich hartnäckig ausschloß, dem Kontinentalsystem nominell angegliedert war.

Von einer vollständigen Durchführung, wie sie zum wirklichen Erfolg vonnöten gewesen wäre, war freilich nirgendwo die Rede. Vielmehr wurde der Schleichhandel, der englischerseits von einer ganzen Reihe günstig gelegener Punkte aus, an der norddeutschen Küste z. B. Helgoland, organisiert wurde, im größten Umfange betrieben, obwohl eine ganze Armee von Zollbeamten den Schmuggel verhindern sollte. Daß er aber tatsächlich massenhaft mit Erfolg betrieben wurde, zeigt der napoleonische Zolltarif von Trianon (1810), wodurch Kolonialwaren gegen 50 Proz. Zoll Zulass haben sollten. Nichtenglischer Ursprung war zwar zur Bedingung gemacht, aber bloß pro forma. In Wirklichkeit wollte Napoleon den Profit, den bisher die Schmuggler gemacht, in seine Kassen lenken. Die englischen Manufakturwaren sollten laut Dekret von Fontainebleau aus dem gleichen Jahre 1810 mit verdoppeltem Nachdruck verfolgt werden. Ihre Vernichtung wurde

vorgeschrieben, wo man sie finde, auch wenn sie schon in die Hände der Käufer übergegangen waren. Trotzdem kamen nach wie vor bedeutende Mengen herein, aber natürlich enorm verteuert. Das gleiche gilt für alle Kolonialwaren, ob sie nun eingeschmuggelt waren oder die 50 Prozent Zoll entrichtet hatten. Darin lag eine enorme Belastung der Konsumenten. Weiter aber wurde durch die Sperre nicht nur die Einfuhr, sondern naturgemäß auch die Ausfuhr betroffen, insofern z. B. der Export deutscher Rohprodukte, wie Getreide, Holz, Wolle, über See fast gänzlich zum Stocken gebracht wurde. Das alles hatte nun furchtbare ökonomische Folgen in den betreffenden Ländern und erregte entsprechende Empörung in den allerweitesten Kreisen. Hiergegen half auch nicht die Anpreisung der Sperre als Mittel zur Abschüttelung der englischen Handels- und Industriebherrschaft; denn diese schien dazu bestimmt, durch eine französische abgelöst zu werden. Frankreich sperrete sich nämlich gegen den übrigen Kontinent durch Prohibitivzölle ab, während die französischen Erzeugnisse fast überall freien Zugang hatten. So kam das Kontinentalsystem allenfalls teilweise dem französischen Industriekapital zugute und wurde auch in diesem Sinne von französischen Kapitalisten gewünscht und begrüßt. Für Frankreich im ganzen aber wurde die ökonomische Lage der Dinge je länger je übler. Die Massen litten unter den hohen Preisen und schließlich die Industrie und ihre Arbeiter unter Absatzschwierigkeiten. Mit dem Jahre 1811 setzte eine schwere Krise ein, und 1812 war ein richtiges Hungerjahr in Frankreich wie anderswo. Die Popularität Napoleons war auch in Frankreich rasch im Verbleichen unter solchen Umständen, wie wirtschaftliche Not, Abgabendruck, ewiger Krieg. Die Unzufriedenheit konnte bloß noch nicht recht laut werden infolge der völligen Abschneidung aller Möglichkeiten freier Meinungs- und Willensäußerung der Nation. Dabei aber mußte sich wieder im Stillen um so stärker das Verlangen nach Wiederherstellung der politischen Freiheit regen, der das Kaiserthum den Garaus gemacht hatte.

Daß die zunehmende Abkehr Napoleons von den revolutionären Traditionen auch nach außen hin ein Moment der Schwäche für ihn war, bewies schon der Verlauf des Festlandkrieges, der bei Ausbruch des Jahres 1812 in vollem Gange war. In Spanien hatte die napoleonische Militärwirtschaft und besonders die Handelsperre es dahin gebracht, daß auch die liberalen und revolutionären Elemente, ungeachtet der von Napoleon und seinen Leuten eingeführten Reformen im bürgerlichen Sinne, gemeinsame Sache mit den reaktionären Elementen gegen die Franzosen machten. So hatte der bonapartistische König von Spanien, Napoleons Bruder Joseph, faktisch das ganze Land gegen sich. Seit 1808 tobte ein Aufstand, dessen Teilnehmer gemeinsam miteinander nur die Ueberzeugung hatten, daß das napoleonische System der Todfeind der materiellen Wohlfahrt Spaniens sei. Eine in Valencia herausgekommene Kundgebung redet den Franzosenkaiser als den gemeinschaftlichen Feind Europas an: „Du zerstörst den Handel, das friedliche Gewerbe und den Landbau.“ Die Aufständischen gewannen einen Rückhalt an England, das ein Interesse daran hatte, diese Wunde im Leibe des Kaiserreichs offen zu halten und ein großes Loch in die Kontinentalperre zu reißen. So wurden britische Truppen nach Portugal und Spanien dirigiert, die nach langen, wechselvollen Kämpfen in unserem Jahre 1812 beträchtliche Erfolge in der Kooperation mit den Aufständischen erzielten. Im Laufe der ersten Hälfte des Jahres nahmen die Engländer Ciudad Rodrigo und Badajoz, brachten einem französischen Heere bei Salamanca eine schwere Niederlage

bei, um im August gar Madrid selbst zu besetzen. Dieses gewannen die Franzosen freilich hernach zurück, wie denn der englische Oberbefehlshaber Wellington schließlich sich wieder nach Portugal zurückziehen mußte. Ihrerseits aber hatten die Franzosen nun faktisch den größten Teil Spaniens dem Russtande völlig ausgeliefert. Insbesondere war Andalusien gänzlich geräumt, wo die nunmehrige Hauptstadt des aufständischen Spanien, Cadix, das lange von den Franzosen belagert worden war. In Cadix tagten auch die Cortes, deren Tätigkeit den besten Beweis dafür lieferte, daß die napoleonische Politik auch die revolutionären Elemente gegen sich in Harnisch gebracht hatte. Die Mehrheit dieser Versammlung nämlich, die aus allgemeinen Wahlen hervorgegangen war, bestand aus Liberalen und Demokraten, denen gegenüber die sogenannten Servilen, d. h. Ultramontane und Royalisten, bloß eine starke Minderheit darstellten. Die liberale Majorität legte nun eben im Jahre 1812 ihre Grundsätze für die Neugestaltung des Landes einer Verfassung zugrunde, die am 18. März 1812 veröffentlicht wurde. Auf sozialem Gebiet wandte dies berühmte Dokument sich völlig vom Feudalismus ab, dessen Reste die Verfassung von Cadix für abgeschafft erklärte. Auf politischem Gebiet machte sie zur Grundlage des Staates die Volkssouveränität, die in einer aus dem allgemeinen Stimmrecht hervorgegangenen parlamentarischen Körperschaft ihren Sitz haben sollte. Das Königtum wurde allerdings beibehalten, aber mit so sorgfältig eingeschränkten Befugnissen, daß die spanische liberale Verfassung von 1812 eben wegen ihrer Vorkehrungen gegen monarchische Eigenmächtigkeiten besonders bekannt geworden ist. Diese Kantelen haben freilich hernach nicht gehindert, daß der König Ferdinand VII. nach erfolgter Wiedereinsetzung, gestützt auf die Reaktionäre, über die Verfassung zur Tagesordnung übergegangen ist; das Werk von 1812 behielt aber nichtsdestoweniger Bedeutung als Ausgangs- und Anknüpfungspunkt sowie als Lösungswort für alle freiheitlichen Elemente.

Eine ähnliche Enttäuschung stand in Deutschland den freiheitlichen Elementen bevor, die Anno 12 auf den Augenblick zur Erhebung lauerten. Furchtbare Gärung wurde von hier aus dem Kaiser Napoleon schon Ende 1811 durch seinen Bruder Jérôme, den König von Westfalen, berichtet und hauptsächlich auf die materielle Lage zurückgeführt, den Ruin aller Klassen, den Steuerdruck und die Kriegslasten, Requisitionen und Kontributionen. Jérôme sagte geradezu einen allgemeinen Aufstand Norddeutschlands voraus, wenn es nun zum Kriege mit Rußland käme. Das Kontinentalsystem, das Handel und Wandel getötet hatte, war die Hauptwurzel der deutschen Gärung, das Kontinentalsystem führte auch den Konflikt mit Rußland herbei. Es übte auf dieses Reich, obgleich es zum Teil durch ausgedehnten, von Napoleon bitterlich beklagten Schleichhandel illusorisch gemacht wurde, rasch außerordentlich fühlbare Wirkungen aus. Nicht nur wurden die Kolonialwaren und was sonst aus England gekommen war, enorm verteuert, sondern vor allem schwand die Ausfuhr russischer Erzeugnisse wieder dahin. Damit aber wurden die russischen Grundbesitzer, insbesondere also der russische Adel, schwer an ihrem Geldbeutel geschädigt. Diese Wirkung des Bündnisses mit Frankreich hatte nun natürlich nicht die Wirkung, es in den Kreisen der herrschenden Klassen Rußlands populär zu machen. Vielmehr ist gar kein Zweifel, daß sich sehr bald im Zerkentum das heftigste Mißvergnügen über den neuen politischen Kurs geltend machte. Der Gedanke wurde laut, daß es wieder zu einer Thronrevolution im Stile von 1801 kommen könnte, und dem Zaren

Alexander würde diese Befürchtung direkt nahegelegt. Schließlich verfehlte das Murren und Drohen nicht seine Wirkung auf ihn, sondern er wurde zuletzt dafür gewonnen, das Kontinentalsystem zu durchbrechen und sich England wieder ein wenig zu nähern. Das geschah durch Ukas vom 31. Dezember 1810. Dadurch wurden Kolonialwaren unter neutraler Flagge zugelassen, dagegen Lächer, Seidenstoffe, Spitzen, Porzellan und andere Luxusartikel, vorzüglich französischer Herkunft, ausgeschlossen, Wein mit sehr hohem Zoll belegt. Diese Maßnahme gegen den französischen Absatz in Rußland wurde von Napoleon fast noch unangenehmer empfunden als die gleichzeitige Zulassung der Kolonialwaren. Im ganzen empfand er den Zollukas vom 31. Dezember 1810 nach seinem eigenen Ausdruck wie einen Schlag ins Gesicht. Im Jahre 1811 gab es nun weitläufige Verhandlungen über die wirtschaftspolitischen Fragen, wobei Napoleon mit allem Nachdruck darauf bestand, daß Rußland am Kontinentalsystem festhalten müsse, wogegen das Petersburger Kabinett Ausflüchte machte und im übrigen den neuen Kurs beibehielt, ohne Rücksicht auf Napoleons Drohungen und gleichzeitige Mißlingen. Seit er den Ukas vom 31. Dezember kenne, äußerte Napoleon bald, habe er eine neue Aushebung gemacht und das koste ihn 100 Millionen mehr dies Jahr. Im März 1811 erklärte er dem obersten Handelskollegium demonstrativ, er sei Kaiser des Kontinents. Das Festland bleibe England verschlossen. Er werde vom Kopf bis zu Füßen gerüstet bleiben, um seinen Dekreten in der Ostsee Geltung zu verschaffen.

Kurz, man trieb angesichts des fortgeschrittenen Abschwenkens Rußlands, das eine völlige Ausföhrung mit England voraussehen ließ, dem Kriege zu, dessen Hauptwurzel eben in den ökonomischen Dingen lag. Napoleon selber hat einem seiner Vertrauten hernach zugegeben, daß Rußlands Abfall vom Kontinentalsystem den eigentlichen Antriebs zum Kriege gegeben habe; er sagte: „Ohne Rußland ist das Kontinentalsystem widersinnig.“ Wenn Napoleon also sein ganzes wirtschaftlich-politisches System nicht als verfehlt aufgeben wollte, so blieb ihm nichts anderes übrig als der Krieg mit Rußland, der also im Grunde weiter nichts war als ein Teil des Krieges gegen England. Er sagte denn auch selber, es seien einzig und allein die Engländer, die er in Rußland angreifen wolle. Gewiß haben auch noch andere Dinge zur Verstimmung zwischen dem Zaren und Napoleon beigetragen, so die polnische Frage. Napoleon hatte zur Zeit des Krieges von 1806/07 im Großherzogtum Warschau ein Surrogat für die von ihm erhoffte Wiederherstellung Polens geschaffen, das zwar in Polen nicht befriedigte, aber doch dem Zaren als eine Bedrohung seines polnischen Raubes und wegen bürgerlicher Reformen auch als eine solche der ganzen russischen Wirtschaft erschien.

(Fortsetzung folgt.)

Theater und Publikum.

Von Hans Schmidkunz.

Schlechter Kerl, ich hab's g'seh'n, wie er's g'nommen hat! Wo soll irgendwann eine Dame irgendeines Alters von der obersten Galerie herabgerufen haben, als in einem sehr bürgerlichen Stück der Böse leugnete, daß er im vorhergegangenen Akt etwas weggenommen.

Wir lächeln darüber und haben wohl auch recht mit der Meinung, daß derlei bei uns heutzutage wenigstens im ordentlichen Theater nicht mehr vorkommt. Und doch: Begehen wir derlei Lächerlichkeiten nicht noch in anderer Weise? Verwechseln wir niemals den Darsteller

mit seiner Rolle? Verwechseln wir niemals die Wirklichkeit mit der Erscheinung? Finden wir uns völlig hinein in das bloße Spiel und Bild der Komödie?

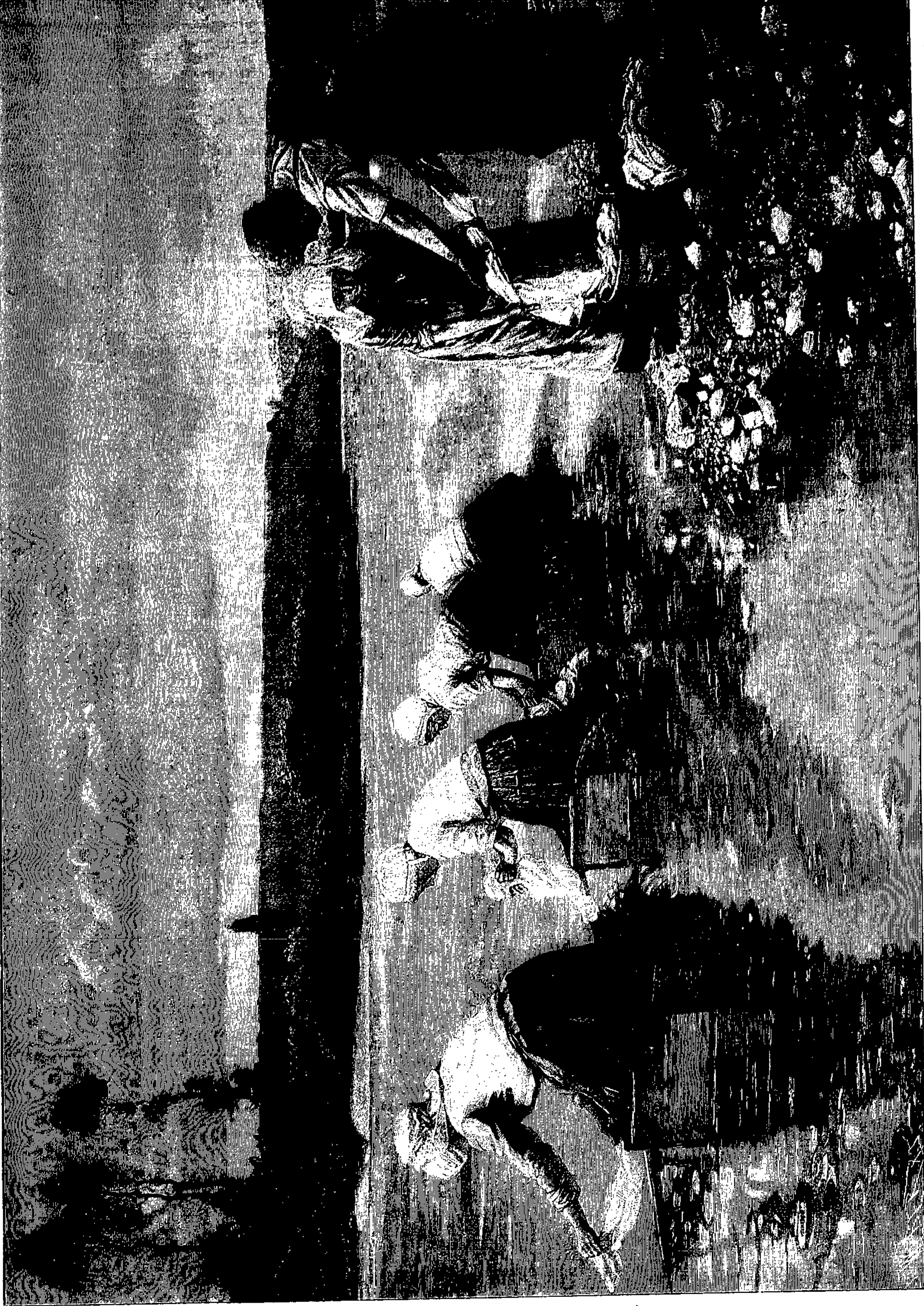
Allerdings hat vielleicht auch der ein Recht, der da sagt, daß eigentlich das Menschenleben da draußen das Komödientenspiel ist, ein recht lächerliches obendrein, und daß die eigentliche Wahrheit doch nur im künstlerischen Spiele lebt. Aber gerade dieser Wahrheit kommen wir hinter ihren Schleier nur dann, wenn wir an ihrem Plage nicht etwas anderes, nicht unseren Alltag suchen. In gröberer und in feinerer Weise tun wir das. Gröber macht es das Publikum, wenn es gegen den Intriganten wild wird, oder wenn es den Dichter dafür strafen will, daß er sein Liebespaar tragisch enden läßt, und ihn zwingt, das Spiel am nächsten Abend mit einer glücklichen Mariage schließen zu lassen. Feiner tut es das Publikum, das den Spieler günstiger oder ungünstiger schätzt, je nachdem seine Partie sympathischer oder unsympathischer ist, oder das die einen Theaterstücke liebt, weil sie Tugendhaftes darstellen, und die anderen haßt, weil sie Böses auf die Bühne bringen.

Es kann einem das Herz abdrücken, wenn man sieht, wie das Publikum nicht nur dem Theater und der Kunst überhaupt, sondern auch sich selber unrecht tut, und wie es darum vom Theater nicht das hat, was es von ihm haben könnte. Das Publikum schimpft gern; aber das, worüber es schimpft, kommt allzuoft von ihm selbst. Die Darsteller und ihre Helfer — voran der Direktor und der Regisseur, etwa auch der Dramaturg, sodann der Inspektor, der Souffleur und die Theaterarbeiter — all die haben es ja von vornherein schwer; aber das Publikum macht es ihnen oft noch schwerer und könnte es ihnen doch leichter machen.

Allzu nahe liegt freilich die Verleitung, daß man im Bühnenkünstler und vielleicht auch in jedem seiner Helfer, falls man sich um diese Getreuen überhaupt kümmert, ein seliges Wesen sieht, das leichtbeschwingt über dem Alltag schwebt, und daß man all die materielle, wirtschaftliche Not, die hygienische Not mit ihren Lebensgefahren da rückwärts, und selbst die ideale, geistige Not derer, die uns Freude bringen sollen, gar nicht sieht. Bisweilen und gerade in jüngster Zeit dringt ja mancher Schrei der Not aus dem Dunkel des Theaters heraus in die Helle der Öffentlichkeit; nur ist es nichts Neues und ist nicht das Ganze. Klappen muß vor dem Publikum alles; da scheint denn überhaupt alles zu klappen. Und nur, was schon begünstigt ist, wird dem Publikum bekannt; was zurückgesetzt ist, sei es auch mit noch so viel Unrecht, das sehen wir nicht.

Am deutlichsten und zum Teil am schlimmsten vielleicht tritt all das hervor bei den Anforderungen, die das Publikum an die Kostüme der Schauspielerinnen stellt. Allerdings ist auch das Kostüm ein Bestandteil der Rolle und hiermit der schauspielerischen Kunst: es ist eine stumme Sprache, es redet von der dargestellten Person, es erzählt von ihrem Wollen und Fühlen, von ihren Freuden und Leiden; es muß dem Inhalte des Stückes und natürlich dem Leibe seines Trägers angepaßt sein; es muß auch unter Umständen zum Beispiel an einer Königin oder Modedame Pracht und Prunk darstellen — aber auch nur darstellen, nicht wirklich enthalten. Selbst Theatersehner soll den Eindruck erwecken, um dessentwillen er angelegt wird; doch das tun vor dem Publikum, das der Kunst halber kommt, auch imitierte Jewelen, und die echten stören eher.

Alles, was über künstlerische Motive hinausgeht, geht eben über die Darstellung hinaus in die Wirklichkeit des Alltags. Die Besucher und besonders die Besucherinnen des Theaters, die daran schuld sind, daß die



Wäscherinnen. Nach dem Gemälde von Edmond Loupot.

Bühnenkünstlerinnen immer mehr und mehr von dem Gelde, das sie nicht haben oder nicht haben sollen, im Wettstreit in der Teuerkeit der Kostline ausgeben, drücken allmählich nicht nur die Künstlerinnen, sondern auch die Kunst selbst tiefer und tiefer hinab. Theaterstücke, die nur vom Kostlingauber abhängen, sind eben keine rechten, echten Kunstwerke mehr.

Derlei Anforderungen kommen ungefähr auf das gleiche hinaus wie ein unfeines, störendes Verhalten im Theaterraum. Wer zu spät kommen muß, weil er sich von wirklich Wichtigem nicht früher losmachen konnte, ist zu bedauern; wer aus Nachlässigkeit zu spät kommt, ist in anderem Sinne zu bedauern — auch zu ihm kommt umgekehrt die Kunst zu spät. Er bleibt wieder im Alltag; er findet nicht einmal die „Sammlung“, die durch ein früheres Erscheinen im Theater so zweckmäßig zwischen die Wirklichkeit und das Bild gelegt wird.

Auch das ist eine Entfernung von der Kunst, wenn im Publikum während des Spieles gesprochen wird. Manche Theaterbesucher haben einen allzu schwer verstehenden Begleiter neben sich und fühlen sich nun verpflichtet, ihm die Vorgänge auf der Bühne so gleich zu erklären — was doch nicht viel nützt und auch nachher geschehen kann. Manche haben aber keinen solchen Anlaß zum Sprechen neben sich und können sich doch nicht enthalten, auch die simpelsten Beobachtungen in Worte umzuwandeln. „Jetzt nimmt sie Gift“ — und das muß gesagt werden, selbst wenn es das blödeste Auge zweifellos sieht. Daß spöttische und sonstige Bemerkungen mindestens inmitten des Spieles ein Unrecht sind, leuchtet wohl bald ein. Weniger scheint einzuleuchten, daß von den bekannten Beifalls- und Mißfallsbezeugungen mindestens ein großer Teil nichts als Unfug ist — sicher dann, wenn sie vor dem letzten Wort oder Ton des Aktes einsetzen.

Am wenigsten kann die Kunst, das Theater zu besuchen, für das große Publikum in einer fachmäßigen Kritik bestehen. Eher schon darin, eine nicht fachmäßige Kritik zu vermeiden. Und selbst wer über den kindlich-seligen Standpunkt hinaus ist, daß ihm alles herrlich scheint, was da vorgeht, auch wenn es noch so grob gemacht wird, kann für jegliches „Kunsturteil“ Vorsicht sehr gut brauchen. Eine Blamage ist da gar zu leicht. Verhältnismäßig am sichersten leitet noch eine lange, möglichst vielseitige Erfahrung. Sie hilft auch am ehesten zu dem ständigen Gedanken daran, wie viele bloß zufällige Störungen hinter einem unvollkommenen Darstellungswerk stehen, zumal bei Künstlerinnen.

Der eine Anhalt zum kritischen Beurteilen, aber auch zur bloßen unkritischen Freude an der Bühnenkunst läßt sich immerhin geben: daß man nämlich möglichst auf das Ganze achte, auf den Gesamteindruck losgehe. Wie wirkt alles einzelne einheitlich zusammen, damit die Hauptsache, der Kern des Stückes und seiner Darstellung, zum Ausdruck komme? Was sich von der Bühne aus selbstgefällig vordrängt, ist vom Uebel; aber auch, was vom Publikum als eine Einzelheit bevorzugt wird, ist es.

In irgendeiner Operette fällt am Schluß eines Aktes die „Gelbin“ in Ohnmacht, weil irgend etwas schief geht. Natürlich wird dadurch die Drolligkeit nur noch drolliger. An dieser Stelle hörte ich einst eine Signachbarin enttäuscht sagen: „Das ist ja traurig!“ Sie war also anscheinend in jene Operette gegangen, weil es hieß, da unterhalte man sich gut. Und nun hatte sie ihr Geld vergeblich ausgegeben, war in ein Stück hineingeraten, in welchem es wie in einem Trauerspiel traurig zugeht! Das Urfomische, das dadurch in das Ganze hineinkommt, und hiermit das gesteigerte Amüsement hat sie sich entchlüpfen lassen.

Das ist freilich nur ein gar ulkhaftes Beispiel dafür, wohin es kommt, wenn man über das einzelne nicht hinaus sieht. Aber viel gewichtigere Beispiele würden sich häufen lassen. Und auch praktische Kunstgriffe gibt es, die helfen, vom Kleinen ins Große zu kommen. Schon die Wahl des Platzes im Zuschauerraum ist da nicht gleichgültig. Bevorzugt oder wenigstens ersehnt werden gewöhnlich die vordersten Plätze: Orchesterfauteuil, oder wie es heißt, und ersten Ranges erste Reihe. Mit Recht insofern, als auf solchen Plätzen keine oder wenig Vordermänner die Aussicht versperren; ein Vorteil, den aber ein zweckmäßiger Theaterbau durch ein steiles Ansteigen der Sitzreihen, womöglich amphitheatralisch, sämtlichen Plätzen verschaffen kann. Nun sind jedoch jene beliebten Sitze und etwa auch noch die mittleren Parkettplätze zum Hören meist recht ungünstig; akustisch am besten ist es gewöhnlich in den rückwärtigen Reihen, knapp an einer Sinterwand. Hier wächst auch das, was man die „Illusion“ nennt; hier machen sich Einzelheiten weniger auffällig, verleiten weniger zu einer Verwechslung des Theaters mit einem Gesellschaftssaal. Abgesehen natürlich immer von fachmäßigen Spezialinteressen, die begreiflicherweise einen Platz in nächster Nähe der Bühne zweckmäßig oder notwendig machen können. Auch die Zeit einer Theatervorstellung ist da von Belang. Möglichst heraus aus dem gewöhnlichen Tagesstreifen! Deshalb ist ja schon die Abendzeit günstiger als eine frühere; und Nachmittagsvorstellungen sind immer ein gewagtes Ding, stehen auch bei den Künstlern selbst nicht eben in besonderem Ansehen. Sonn- und Feiertage würden nach dem Gesagten günstige Tage sein, sind es aber andererseits doch gewöhnlich nicht; der Erfahrene weiß, daß an ihnen in der Regel nachlässiger, gröber, mehr zur Abfertigung des Publikums gespielt wird.

Das alles aber wird anders, sobald es sich — kurz gesagt — um Festspiele handelt. Gilt es besondere Anlässe, so konzentriert sich auch auf einen Nachmittag oder auf einen der „roten“ Tage so viel künstlerische Aufmerksamkeit auf beiden Seiten, bei Darstellern und Besuchern, daß derlei wohl überhaupt die segensreichsten Theatererlebnisse sind. Bayreuth und Oberammergau stehen da für unsere Lande an der Spitze. Hier ist man am weitesten aus dem Alltag heraus; hier wird man am konzentriertesten; hier geht am ehesten der Blick auf das Ganze; hier schwindet am meisten das „Ich“ des Besuchers und des Darstellers, und hier lebt am stärksten das „Es“ in der Seele des Genießenden wie des Darstellenden und in dem Werke selbst. Hier ist die Theaterwelt auch am sichersten befreit von dem Vielzweck des sonstigen Theaterbetriebes, das wieder den Blick in hundert Einzelheiten zerfpelt und keine rechte Hingabe an ein Ganzes aufkommen läßt. Wenig, wenig, aber eindringlich! Immer überhasteter wird das Repertoire der modernen Bühne, zumal der deutschen, während die Romanen an ihrem vielberufenen Ableiern einiger weniger Stücke durch das ganze Jahr hindurch für die allermeisten Beteiligten einen schwerwiegenden Vorteil haben. — Natürlich immer wieder spezielle Fachmannsinteressen ausgenommen! Fast hätten wir gesagt: die Künstler sind nicht des Publikums wegen da; sondern das Publikum der Künstler wegen. Das richtigste ist, daß beide Teile der Kunst wegen da sind. Um so weniger aber läßt sich vom Künstlertum etwas abhandeln. Das geschieht nicht nur, wenn die Berufskünstler des Theaters etwas anderes sind oder für etwas anderes gehalten werden, als eben für Künstler. Das geschieht auch durch das unheilvolle Dilettantenspiel der Tausende und Tausende von Laientheatern, auf denen Marie und Artur der Kunst zu huldigen glau-

ben und die Kunst doch nur verunehren, zugleich aber das Uebel dadurch weitertragen, daß sie den Gegensatz zwischen Können und Nichtkönnen in immer weiteren Kreisen vernachlässigen helfen. Hier darf keine Rücksicht walten, selbst nicht im verschwiegensten Kreise.

Mächtig ist allerdings der Drang zum Theater; und wohl in zahlreicheren Herzen, als man ahnt, brennt eine Sehnsucht, die Bretter zu besteigen — heraus aus dem Alltag. Eine Sehnsucht, doch meist nicht mehr. Wo mehr waltet, dort bricht es mit Gewalt hervor, wenn es auch schließlich nicht durchdringt. Und wie wir bisher von der Kunst, ins Theater zu gehen, gesprochen haben, so können wir auch von einer Kunst sprechen, „zu ins Theater zu gehen“, wie der sehr triviale Ausdruck lautet.

Die Kunst hält allerdings mancher für überhaupt keine Kunst. Daß jegliche Kunst ein Talent, ein Erlernen und ein Ueben verlangt, scheint hier noch mehr als anderswo vergessen zu werden, zumal wenn es um das Erlernen geht. Meist ahnt man gar nicht, daß schon das vollkommene Sprechen eine das Lernen fordernde Kunst ist, wie das vollkommene Singen. Wonnach dann erst das übrige Können des Bühnenkünstlers beginnt.

Gefragt wird am ehesten nach dem Talent; aber geantwortet wird darauf in der Regel sehr talentlos. Vor allem wird fast immer die Erkennbarkeit des Talentbes übersehen. Zwar bekundet sich ein außerordentliches Talentreichtum sowie ein außerordentliches Talentmangel einigermassen sicher und rasch. Alles übrige aber bedarf einer nicht allzu kurzen Probezeit, eines Unterrichtes auf eine Strecke weit, um überhaupt oder gar mit einer verlässlichen Voraussage für die Zukunft beurteilt werden zu können. Mit dem Absprechen wie mit dem Zusprechen eines Talentbes kann voreilig viel Unheil geschehen — am meisten freilich mit einem Zureden schmeichelnder Freunde. Wer aber seinen Beruf nachweisen kann, der soll ihm auch nachgehen und soll darin nicht gehindert, sondern gefördert werden. Die Kunst braucht immer wieder Mannschaft, und die bestmögliche soll ihr auch wirklich zugehen.

Ob allerdings denen, die „zum Theater gehen“, dort auch „das Glück“ winkt? Sicher wenigstens in dem Maß, als es Berufene oder gar Auserwählte sind. Aber am aller sichersten winkt das Unglück — das materielle, hygienische und ideale. Schlimm scheint es zwar nicht zu sein, aber hauptsächlich deshalb, weil die, welche es am schwersten zu fühlen bekommen, eben die sind, denen in der Hingabe an den Beruf kein Unglück an ihren Kern herankommen kann. Das gilt zwar auch von anderen Berufen, aber kaum von einem so, wie vom Berufe des Schauspielkünstlers. —

Und doch quält mich die Frage so . . .

Als meine Seele nach Dir Ichrie,
bin ich der Sehnsucht nachgegangen;
und wußte doch, mich würde nie
Dein Arm in Seligkeit umfassen.

Wohl lachte mich Dein Auge an,
doch hast Du nichts dabei empfunden,
und was Du sagtest, klang mir dann,
als wolltest Du mich tief verwunden.

Da riß mich denn mein Stolz empor
und rang mit meinem Glücksverlangen.
Und er blieb Sieger, der mich Tor
erlöst vom Sehnen und vom Bangen.

Ich atme nun befreit und froh,
als wie von schwerem Leid genesen;
und doch quält mich die Frage so,
wann ich wohl glücklicher gewesen.

Karl Petersen.

Die Berichtigung.

Skizze von Karl Marchionni.

Der Regierungsekretär Lehmann, ein alter, graubärtiger Beamter, der schon seine fünfunddreißig Dienstjahre hinter sich hatte, saß eines Morgens pünktlich um acht Uhr in seinem Bureau. Sein Kollege Schulz, mit dem er zusammenarbeitete, erschien erst eine Viertelstunde später. Er war weit jünger als Lehmann. Hastig trat er ins Zimmer und begrüßte seinen älteren Kollegen. Dann sprach er zu Lehmann: „Entschuldige nur, daß Du gestern meine Arbeit machen mußtest, aber ich konnte nicht kommen, denn ich hatte Leibweh.“

„Abends warst Du aber am Stammtisch.“

„Ja, da waren die Schmerzen schon vorüber. Uebrigens, weißt Du, Lehmann, Du hast Deine Sache gut gemacht. Hast's ihnen ordentlich gegeben.“

„Wie, was?“ fragte Lehmann erstaunt, „hast Du etwas gehört?“

„Natürlich! Gestern beim Skatspiel wurde Dein tapferes Vorgehen gelobt. Man sagte, Du hättest es der Regierung tüchtig eingebracht.“

„Es war auch bereits sehr notwendig!“

„Selbstverständlich! Doch sag' mal, Lehmann, was liegt eigentlich vor? So richtig Bescheid weiß ich nicht, und meine Mitspieler konnten auch nichts Genaueres erzählen. Sie priesen nur Deinen Mut. Du weißt ja, für Politik bin ich nicht zu haben. Ich arbeite tagsüber auf dem Bureau, gehe abends in meine Stammtische, spiele da meinen Skat und lasse sonst Gott walten, wie es ihm beliebt.“

„Leider, leider! Doch ich kann einen derart bequemen Standpunkt nicht einnehmen. Ich muß Politik treiben, und Du weißt doch, daß ich als konservativer Mann dem Bürger- und Beamtenverein angehöre und sogar dessen Vorstandsmitglied bin.“

„Ja, daß Du es in der Politik schon weit gebracht hast, das wurde auch gestern beim Spiel behauptet.“

„Der Bürgerverein hatte sich früher, wie Du weißt, an den Stadtverordnetenwahlen beteiligt, leider ohne Erfolg. Diesmal traten wir Vorstandsmitglieder rechtzeitig an die Liberalen heran und ersuchten sie, uns einige Sitze einzuräumen, dann würden wir mit ihnen zusammengehen und vereint den roten Feind schlagen. Aber die Herrschaften wiesen uns höhnisch ab, worauf wir Wahlenthaltung beschloßen. Mögen sich, so sagten wir uns, die Liberalen von den Sozialdemokraten fressen lassen. Wer nicht hören will, muß fühlen.“

„Ein ganz guter Gedanke!“

„Nicht wahr! Aber unserer Regierung paßte er nicht. Sie ließ von einigen unserer Vorgesetzten unter den Beamten Unterschriften für einen Wahlaufuf zugunsten der Liberalen sammeln. Na und wie das so ist, der Wahlaufuf wurde unterzeichnet. Viele wußten gar nicht, um was es sich handelte, aber sie setzten ihre Namen unter den Aufruf, weil die Vorgesetzten es wünschten. Sogar die Beamten, die Mitglieder unseres Vereins sind, haben unterschrieben. Dagegen haben wir vorgestern in einer Versammlung protestiert, und ich habe auch gesprochen.“

„Donnerwetter!“

„Ja, ich sprach, allerdings nur wenige Worte, aber die saßen. Ich sagte nämlich, bei der Sammlung von Unterschriften für den Wahlaufuf sei ein unerhörter Druck auf die Beamten ausgeübt worden.“

„War das aber Kühn!“

„Alles jubelte mir natürlich zu. Man sagte mir, das sei ein wahres Wort. Es mußte auch

gefragt werden, daß wir uns nicht alles gefallen lassen.“

„Was wird die Regierung sagen?“

„Was kann sie sagen, gar nichts! Ich habe doch nur die Wahrheit gesprochen.“

„Allerdings! Aber man meinte gestern...“

„Was können die Leute meinen,“ fiel ihm Lehmann hastig ins Wort. „An meiner staats-treuen Gesinnung kann nicht gezweifelt werden. Im Gegenteil! Meine Vorgesetzten haben mir stets gesagt, sie wären mit mir sehr zufrieden. Ich wirkte ganz ausgezeichnet für die konservative Sache, und im vorigen Jahre fehlte nicht viel, so hätte ich den Kronenorden vierter Klasse erhalten.“

„Ja, Du bist sehr angesehen!“

„Bin ich auch! Gerade deshalb habe ich mir gesagt, daß ich auch einmal ein Wort riskieren könnte. Und ich habe nur die Wahrheit gesagt, das weiß jeder Beamte, und die Vorgesetzten werden sich hüten, das zu bestreiten.“

„Aber wenn nun doch die Regierung...“

„Ach was! Die Regierung muß das einfach auf sich sitzen lassen. Sie wird sich nunmehr wohl in acht nehmen und unsere Beschlüsse etwas mehr respektieren.“

Jetzt trat Hoffmann, der Herr Bureauchef, ins Zimmer. Lehmann und Schulz fuhren auseinander und machten sich an ihre Arbeit. Hoffmann war ein älterer Mann, der eine recht würdevolle Haltung einzunehmen wußte. Er war kaum im Bureau, als er sofort zu wettern begann: „Daß mir das gerade passieren muß!“

„Fehlt Ihnen etwas, Herr Hoffmann?“ fragte Lehmann.

„Das fragen Sie noch, Lehmann! Daß Sie auch gerade in meinem Ressort arbeiten müssen.“

„Ja, ich weiß nicht?“

„Sie wollen nur nichts wissen. Da schauen Sie her!“ Hoffmann zog eine Zeitung aus der Rocktasche und sagte zu Lehmann: „Haben Sie schon gelesen, was Sie gesagt haben sollen?“

Der Regierungsekretär warf einen Blick auf den Kopf des Blattes. Aber das ist ja die sozialdemokratische „Volksstimme“.

„Allerdings! Sie werden sie doch wohl schon gelesen haben?“

„Nein!“

„Na, dann lesen Sie nur sofort, was das Blatt über Ihre Rede bringt, die Sie in der Versammlung des Bürger- und Beamtenvereins gehalten haben.“ Der Herr Bureauchef überreichte Lehmann die Zeitung. Dieser las den Bericht und auch die Stelle über seine Rede. Ohne ein Wort zu sagen, gab er darauf Hoffmann das Blatt zurück.

„Haben Sie nichts darauf zu sagen?“

„Nein!“

„Aber das ist ja unmöglich!“

„Das verstehe ich nicht!“

„Sie wollen mich nur nicht verstehen. Ich meine eben, was da steht, können Sie nicht gesagt haben.“

„Was die Zeitung von meiner Rede gebracht hat, ist richtig, Herr Hoffmann!“

„Nein! Lehmann, Sie irren unbedingt. In den anderen Zeitungen befindet sich von Ihrer Rede nichts.“

„Ja, die anderen Blätter haben aus irgendwelchen Gründen von meinen Ausführungen nichts berichtet.“

„Na, das ist doch ganz klar. Weil sie sich schämten, so etwas drucken zu lassen. Und ich glaubte immer noch, das sozialdemokratische Organ hätte falsche Angaben gemacht, aber sie sollen wahr sein? Lehmann, sagen Sie, trifft das auch wirklich zu?“

„Ja, doch was soll das, Herr Hoffmann?“

„Was, Lehmann, Sie begreifen nicht, was Sie angerichtet haben? Die Regierung haben Sie bloßgestellt, und zwar in der fürchterlichsten Weise.“

„Ich habe aber doch nur die Wahrheit gesagt,“ entgegnete Lehmann schon etwas schlichtern. „Sie wissen doch selbst, Herr Hoffmann, wie es bei dem Sammeln von Unterschriften zugeht!“

„Was! Ich? — Ich weiß von nichts! Sie wollen mich wohl auch in die Affäre mit hineinziehen, aber das wird Ihnen nicht gelingen. Nehmen Sie doch Vernunft an, Lehmann! Wie konnten Sie nur solche Behauptungen aufstellen?“

„Herr Hoffmann, es mag Ihnen ja unangenehm sein, aber was ich gesagt habe, ist wahr, und ein Beamter hat die Pflicht, die Wahrheit zu sagen.“

„Selbstverständlich! Und wehe dem, der bei einer Unwahrheit ertappt wird. Aber Sie, Lehmann, haben die Regierung angegriffen, und das ist ganz etwas anderes.“

„Ich hätte also schweigen sollen!“

„Lehmann, werden Sie doch nicht melancholisch. Sie sind Beamter, und als solcher haben Sie, wie Sie aus Ihren Dienstvorschriften wissen, die Interessen der Regierung zu fördern, ihr Ansehen zu wahren und nicht herunterzureißen. Und wenn Sie mir das wenigstens nicht angetan hätten, Lehmann. Was glauben Sie, was ich jetzt noch für Scherereien haben werde.“

„Die Regierung wird nichts unternehmen. Sie wird einsehen, daß sie unrecht handelte.“

„Sol! Da irren Sie aber ganz gewaltig. Das wäre ja auch noch schöner, wenn die Regierung das einsehen wollte. Dann wäre es mit ihrer Autorität bald vorbei. Nein! Lehmann! Sie sind ja ein ganz brauchbarer Beamter, aber staatsmännische Eigenschaften besitzen Sie nicht.“

In diesem Augenblick trat ein Bote ins Bureau, der Hoffmann einen Brief überreichte. Der Bureauchef öffnete das Schreiben, überflog es und rief erschreckt: „Die Geschichte geht also schon los! Wir beide, Sie, Lehmann, und ich, sollen zum Herrn Rat kommen. Da haben wir die Befehrerung. Daß Sie auch gerade meinem Ressort angehören müssen, Lehmann... Schrecklich, diese Aufregungen.“

„Es wird sich beim Herrn Regierungsrat um irgendeine dienstliche Sache handeln.“

„Na, kommen Sie mal, Lehmann, ich sage Ihnen, es dreht sich um Ihre Rede.“

Beide verließen das Bureau und begaben sich zum Regierungsrat. Dieser empfing sie sehr freundlich, was den Bureauchef in Erstaunen setzte, da er angenommen hatte, der Rat würde Lehmann mit einem Donnerwetter begrüßen.

„Ich habe die Herren,“ so begann der Regierungsrat, „rufen lassen, weil ich mit Ihnen einiges zu besprechen habe.“

Darauf blätterte der Rat in einigen Aktenstücken und sagte dann plötzlich: „Herr Lehmann, Ihre Chancen stehen in diesem Jahre äußerst günstig.“

Lehmann und auch Hoffmann waren aufs höchste überrascht.

„Ich weiß nicht...“ stammelte der Sekretär.

„Nur nicht so bescheiden, Herr Lehmann. Sie wissen doch, daß Sie schon im vorigen Jahre den Kronenorden vierter Klasse erhalten sollten. In diesem Jahre ist alle Aussicht vorhanden...“

„Wirklich, Herr Rat!“ rief Lehmann.

„Gewiß!“

(Schluß folgt.)

Was ist Stil? Wenn von Kunst irgendwo die Rede ist, fällt wohl kein Wort so oft wie das Wort „Stil“. Man redet von romanischem und gotischem, deutschem und chinesischem Stil usw. Was ist denn nun eigentlich Stil? — Die Bezeichnung kommt aus dem Lateinischen, d. h. sie stammt von den alten Römern. Die Römer schrieben zum Teil auf Tafeln, die mit einer Wachsschicht überzogen waren, in welche die Buchstaben eingeritzt wurden. Das geschah mit einem zugespitzten Stäbchen, einem Griffel, den sie „Stilus“ nannten. Nun führten natürlich nicht alle ihren Stilus gleich, so wenig wie wir die Schreibfeder, die für uns das gleiche bedeutet. Der eine hielt den Stilus flacher, ein anderer steiler, dieser drückte stark auf, jener nur wenig, mancher machte die Buchstaben groß, mancher klein, genau wie wir mit unserer Feder. Und wie wir uns solche Eigentümlichkeiten unserer Bekannten sehr bald merken, so daß wir beim Empfang eines Briefes oft schon bei dem ersten Blick auf die Adresse wissen, wer ihn geschrieben hat, weil nur dieser oder jener so die Feder führt. So auch die alten Römer! Sahen sie die Schreibtafel eines Bekannten, so konnten sie sofort sagen, auch wenn der Name nicht darauf stand, wer die Buchstaben eingeritzt hatte, je nachdem der benutzte Stilus spitz oder breit war, flach oder steil geführt usw. In der Tat können wir statt Stil in die obigen Beispiele getrost dem Sinne nach das Wort „Handschrift“ einsetzen; denn wir haben uns ja längst gewöhnt, unter Handschrift noch mehr zu verstehen, als nur die besondere Art wie einer schreibt. Man spricht von einer künstlerischen Handschrift, nicht zur Bezeichnung einer besonders schönen oder ausgezeigten Handschrift, sondern z. B. zur Bezeichnung der Art, wie ein Künstler den Zeichenstift führt. Man meint dann die besondere Art, den Umriss zu ziehen, zu schattieren, die Farbe zu wählen, den Meißel zu führen usw. Dann hat sich der Begriff abermals erweitert: nicht mehr auf einen einzelnen Künstler wird er bezogen, sondern auf alle Künstler einer bestimmten Gattung, einer bestimmten Zeit, einer bestimmten Nation, einer bestimmten Gesinnung, einer bestimmten Technik. So spricht man von einem Stil des XVI. Jahrhunderts, von einem arabischen Stil usw.

Eine Erinnerung an Ferdinand Lassalle. Aus Lassalles letzter Lebenszeit stammt das photographische Porträt mit der Lorbeerumrahmung, das wir in dieser Nummer reproduzieren. Es erinnert an die Triumphe, die dem großen Sozialisten 1868—1864 im bergischen Lande von der Arbeiterschaft bereitet worden sind. Schon bei seiner ersten Agitationsreise nach den Rheinlanden im September des Jahres 1868 wurden Lassalles Reden von großen Arbeitermassen mit jubelnder Begeisterung aufgenommen. Das hinderte aber die liberale Presse, besonders in Berlin, nicht, dreist das Gegenteil zu behaupten und also etwa mit eiserner Stirn die freche Lüge auszustreuen, daß Lassalle in Solingen durch die Gendarmen vor der Volkswut habe geschützt werden müssen. Demgegenüber hatten die rheinischen Arbeiter um so mehr Grund, bei Lassalles nächstem Erscheinen in ihrer Mitte, Mai 1864, demonstrativ zu bekunden, daß sie, unbekümmert um alle Lügen über Lassalle, fest zu dem Vorkämpfer der sozialdemokratischen Sache ständen, als er auch noch mit anderen Waffen als denen der Verleumdung verfolgt wurde: Polizei und Justiz waren mit Verhaftungen und Verurteilungen beständig hinter ihm her. Unter solchen Umständen wäre es höchst kleinlich, wenn man sich in eine Erörterung der Frage einlassen wollte, ob die bergischen Arbeiter vielleicht in Ovationen etwas zuviel des Guten getan hätten, als sie nun Lassalle wieder unter sich sahen. An den Empfang, den ihm damals, am 18. Mai 1864, die Arbeiterschaft des Industriestädtchens Wermelskirchen bereitete, erinnert der unser Porträt umrahmende Lorbeerkranz, der noch heute von den dortigen Parteigenossen aufbewahrt wird. Mehrere Ehrenportien und jubelnde Volksmengen begrüßten den Volkstribünen, als er von der Eisenbahnstation Rüppertweg im Wagen über Burscheid nach Wermelskirchen kam. Das Versammlungslokal, wo Lassalle sprechen sollte, war überfüllt, obwohl durch Herausbrechen von Wänden der Raum vergrößert worden war. Der Saal und das Haus waren mit Girlanden und Blumen festlich geschmückt, und auch der Lorbeerkranz ist Lassalle wohl hier überreicht worden.

Von dieser zuberstehenden Stimmung war das ganze Fest beherrscht, und auch Lassalle selbst, dessen zweistündige Rede mit ungeheurer Begeisterung aufgenommen wurde, war von den Eindrücken dieses Tages ganz überwältigt. Impulsant wirkte besonders die Allgemeinheit der Teilnahme, wie denn auch Lassalle schrieb, daß hier nicht mehr von einem Parteifest oder einer Parteiversammlung die Rede, vielmehr die ganze Bevölkerung in einem namenlosen

Jubel gewesen sei. Solche Triumphe, wie der in Wermelskirchen und einige Tage später der in Ronsdorf, waren nicht aus der Welt zu schaffen, sondern legten tausendstimmiges Zeugnis dafür ab, daß Lassalles Agitation den Anstoß zu einer wirklichen Massenbewegung gegeben hatte, wovon seit 1848 nichts mehr gesehen worden. Die deutsche Arbeiterbewegung aus fünfzehnjährigem Schlummer wieder erweckt zu haben, hat Marx einmal als Lassalles unsterbliches Verdienst bezeichnet: das ist der Lorbeer, der unvergänglich sein Bild bekrönt.

Braunschweig als Bierstadt. Erst in verhältnismäßig später Zeit ist dem alten Braunschweig von München der Rang abgelaufen worden. Das Braunschweiger dunkle Brauereibier, das den Namen Mumme führte, ging bis nach England, sogar Skandinavien hinauf.

Die Bezeichnung Mumme dürfte früher mit Bier gleichbedeutend gewesen sein. Später bezeichnete man jedoch mit Mumme eine ganz besondere Bierart, die im Jahre 1492, demselben Jahre, in dem Christoph Columbus Amerika entdeckte, von dem Braunschweiger Braumeister Christian Mumme in dem Hause „Am alten Becktor“ Nr. 2, dessen Hauptfront dem Südklinkt zugewandt ist, erfunden sein soll.

Dieser Südklinkt ist heute noch ein gar merkwürdiger Platz, ein lebendiges Stück Mittelalter. Ueberblickt man ihn von dem genannten Hause aus, so sieht man ihn von echt mittelalterlichen Gebäuden



Eine Erinnerung an Ferdinand Lassalle.

eingerahmt, die ihre vorreformatorische Herkunft schon durch den Treppenfries auf den Querbalken dokumentieren. Man könnte sich in das fünfzehnte Jahrhundert zurückversetzt glauben. Betrachtet man die alten Häuser des Südklinkts näher, so sieht man, daß sie einst lauter Brauhäuser gewesen sind. Die Ueberlieferung dürfte also nicht ganz unrecht haben, wenn sie den Entstehungsort der Mumme auf den Südklinkt verlegt.

Da ist ein wunderbar stimmungsvolles altes Haus mit der Inschrift auf den Wallenköpfen: „Anno domini M^oCCCC^oLXIX post festum Jacobi completum est“ (Im Jahre 1469 nach dem Jakobifeste vollendet). Unter den sechs Statuen, die die Wallenköpfe tragen, befindet sich auch ein Mann mit einem riesigen Bierglase, einem sogenannten Bagglase, in der Hand, was erkennen läßt, daß das Haus ein Brauhaus war. Ein anderes Haus stammt aus dem Jahre 1482, ein drittes aus dem Jahre 1524. Das interessanteste ist das bereits genannte Mummehaus. Wieder ein anderes Haus trägt die Jahreszahl M^oCCCLXXXVIII (1488), das Nebenhaus, M^oCCCOXVIII in den paxken (Ostern 1498). Auch eine uralte Wadestube aus dem Jahre 1497 befindet sich in der Nähe. Wir sind also hier ganz von echt mittelalterlichen, vorreformatorischen Häusern umgeben. Auf dem ältesten dieser Häuser, dem 1487 erbauten, ist an der Ecke ein Mann in einem kurzen Wams mit einer darsbergeschnallten Geldtasche eingeschmitten, der die eine Hand militärisch grüßend an die Wäge legt und in der anderen ein hohes Bagglas hält. Dies soll sich auf die im Jahre 1492 in diesem Hause gemachte Erfindung der Mumme beziehen. Früher hing über diesem Holzbilde noch ein Wallfischknochen, der andeuten sollte, daß die Mumme bis in den hohen Norden versandt werde. Die mächtigen Keller dieses Hauses, die jetzt leider mit Erde aufgefüllt und dadurch niedriger gemacht worden sind, bestärken die Vermutung, daß man es mit einem alten, für die damalige Zeit bedeutenden Brauhaus zu tun hat.

Heute gilt für die Fremden als Mummehaus das Stammhaus der Brauerfamilie Steger auf dem nahen Wäckerlinkt, auf dem auch der Eulenspiegelbrunnen und das Eulenspiegelhaus stehen, in dem Till Eulenspiegel als Wäderegele gelebt haben soll. Noch heute werden da die Affen und Eulen aus Puchentig gebaden, von denen uns die Eulenspiegelstange zu berichten weiß. Das Stegerhaus, ein herrliches altes Patrizierhaus, dürfte aus dem Ende des sechzehnten Jahrhunderts stammen. Dort lehrt heute der Fremde ein, wenn er in dem linken Welten Estrich, der ganz wie eine Schankstube aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges anmutet, die berühmte Mumme trinken will.

Was ist nun diese Mumme? Früher war sie wahrscheinlich ein starkes Malzbier, das nach dem mittelalterlichen Grundgesetz hergestellt wurde, daß das Stärkste auch das Beste und Gesündeste sei. Sie mag manchen kräftigen Mann gevorfen haben.

Heute gehört die Mumme zu den zahnigen Getränken. Der Fremde verlangt wohl sein Glas Mummebier, er erhält es auch, es mundet ihm auch köstlich und er trinkt es gar behutsam, fürchtend, daß es ein sehr schweres, rasch trunken machendes Bier sei; es ist jedoch nur gewöhnliches helles Bier, in das der Papsier einen starken Schlüssel Mumme hineingerührt hat. Die Mumme selbst ist ein Malzextrakt, völlig alkohol- und ätherfrei. Sie wird fälschlich zu dem Bier gerechnet; eigentlich milchte sie unter die pharmazeutischen Heil- und Kräftigungsmittel eingerechnet werden, was die Dresdener Hygiene-Ausstellung auch getan hat. Selbst die Herstellung der Mumme ist kein Geheimnis und beruht keineswegs auf mystischen mittelalterlichen Rezepten, die sich von Generation auf Generation vererbt haben.

Doch sehen wir uns die Mummeherstellung in der ältesten heute noch existierenden Mummebrauerei der Stegerschen, selbst an! Die Sache ist systematisch außerordentlich einfach. Im Siebhaus wird in einem großen, mit allen modernen Einrichtungen versehenen Braukessel aus bestem Malz ein Abzug hergestellt. Dieser Abzug wird in die Pfanne, den Kochkessel, geleitet, wo er allmählich eingesotten wird, ohne jedoch zu verbicken, denn dicke Malzextrakte lösen sich nicht klar auf. Von der Pfanne kommt der eingedickte Malzabzug in das Rührschiff, wo er, auf eine großen Fläche dünn ausgegossen, langsam erkalte. Erkalte geht er durch eine Leitung in die Filterpresse, wo ihm etwaiges Eiweißgerinnsel ausgetrieben wird. Aus der Presse kommt der nunmehr völlig geklärte Abzug in den Abfüllbehälter, aus diesem wird er mit Maschinen in die ebenfalls maschinell aufs sorgfältigste gereinigten Flaschen abgefüllt, die wiederum durch Maschinen mit Metallkapseln luftdicht verschlossen werden.

Eine Gärung hat also nicht stattgefunden, die Mumme kommt ganz alkohol- und ätherfrei in die Flaschen. Haltbar wird sie durch Sterilisation gemacht. Die Flaschen werden in zylinderförmigen Behältern zusammengestellt, die in großen Eisentöpfen sogenannten Autoklaven, die einen luftdichten Verschluss haben, eine Stunde lang einer solchen Hitze ausgesetzt werden, daß alle Keime in den Flaschen abgetötet sind. Jetzt ist die Mumme zum Verkauf oder Versand fertig. Sie ist also weiter gar nichts als sorgfältig zubereitetes, nicht dickflüssiges Malzextrakt. Es kommt bei ihrer Herstellung nur auf gutes Material, absolute Reinlichkeit und großen Sorgfalt an.

Man kann die Mumme ohne jeden Zusatz nehmen. Sie schmeckt süß und überaus malzig. Berührt man sie in leichtes helles Bier, so gibt sie diesem eine klare braune Farbe und einen dem Münchener Salbator ähnlichen Geschmack. Auch in Milch mundet sie vortrefflich. Sie wird als Stärkungsmittel für Kolonbaleszenten, Mutarme, Schwindelkranke usw. sehr geschätzt und ist als solches Mittel wegen ihrer Reinheit den pharmazeutisch hergestellten Stärkungsmitteln und wegen ihrer Alkoholfreiheit den sogenannten stärkehaltigen Weinen vorzuziehen. Diesen Charakter hat sie allerdings erst seit neuerer Zeit. Sie konnte in dieser Form erst hergestellt werden, nachdem die Sterilisationsmethode erfunden war.

Früher war die Mumme ein porterähnliches Brauereibier. Man kann sich heute noch einen Begriff von dem mittelalterlichen Mumme machen, wenn man die jetzige alkoholfreie Mumme an einem geeigneten Ort offen stehen läßt. Sie kommt dann in Gärung und entwickelt sich zu einem starken Malzküör, der, wie Bier getrunken, den stärksten Becher werfen dürfte welche Eigenschaft auch der alten Braunschweiger Mumme nachgerühmt wurde.

Der Verbrauch an Mumme, die in Braunschweig als Bierzusatz eigentlich nur noch von Fremden getrunken wird, nimmt in neuerer Zeit ununterbrochen zu. Sie hat sich vom Bier in ein Heilmittel verwandelt. Die Stegersche Mummebrauerei setzt allein jährlich über 300 000 Flaschen um.